en Stube des Gemeindehauses, um das neu erzeugte Brot zum ersten Male gemeinschaftlich zu genießen. Es sollte ein Fest sein; aber vergebens sah man sich nach einem fröhlichen Gesichte um. Von allen Hausvätern, die sich hier eingefunden hatten, war beinahe einer, der die teuren Häupter seiner Lieben zählen konnte, ohne eines oder das andere zu vermissen. Dieser hatte Kinder, jener Eltern und ein dritter seine Geschwister in der furchtbaren Not verloren. Man suchte sich durch gegenseitige Mitteilung dessen, was sie schaudernd erlebt und erfahren, die Herzen zu erleichtern; doch rollte so manche Träne über die von Hunger und Gram gebleichte Wange des Erzählenden in den kreisenden Becher herab, der allgemach die traurigen Bilder verscheuchte, und die lang entbehrte Fröhlichkeit schien den solben Totengesichtern das Leben zurückgeben zu wollen.

Auf einmal fesselte die Aufmerksamkeit aller eine Person. Es war Rachna, die arme Witwe eines Schneiders, der vor mehreren Jahren gegen die feindlich eingefallenen Magyaren geblieben war und ihr fünf unmündige Kinder hinterlassen hatte. Sie bewohnte eine einsame Waldhütte bei Prödlitz und lebte vor der Hungersnot bloß von der Barmherzigkeit wohltätiger Leute; während des Elends konnte sie auch von diesen nichts mehr erhalten, da sie selbst Not litten. Man hielt sie, weil sie sich hierauf lange nicht zeigte, für tot; das Erstaunen war daher nicht gering, als sie mit all ihren Kindern, auf deren munteren Gesichtern keine Spur von Hunger zu erspähen war, in die Stube des Gemeindehauses trat und ihre vorigen Wohltäter wieder um Arbeit und Brot bat.

Scheu und stumm schaute jeder die Witwe an, die in der Fülle der Gesundheit vor ihnen stand. Ein leises Flüstern erhob sich und endlich brach ein Bürger, der ihr sonst immer Arbeit und Verdienst gegönnt, aber während der Seuche seinen einzigen Sohn verloren hatte, in die Worte aus: Hebe Dich von hinnen, Zauberin, der Teufel mag Dir helfen, wie er Dir bisher geholfen hat. Diesem Ausrufe stimmte die übrige Versammlung tosend bei, man ließ die Witwe nicht zu Worte kommen und stieß die Weinende, um die sich ihre Kinder schreiend gesammelt hatten, verächtlich zur Stube hinaus.

Die wunderbare Erhaltung dieser mittellosen Familie ging, nach dem Bedünken der achtbarsten Bürger, notwendig nicht mit rechten Dingen zu. Daß sie zaubern könne, daran zweifelte zuletzt niemand. Einige wollten schon früher Hexenstückchen von ihr erlebt haben. Endlich tat der Stadtrichter, ein ehrsamer Schneidermeister, den Mund auf, erzählte viele Beispiele, wie Feldfrüchte durch arge Zaubereien verderbt worden seien und gab zuletzt nicht undeutlich zu verstehen, er seinerseits sei vollkommen überzeugt, die Hungersnot und die Seuche wären Wirkungen ihrer Zauberkraft und ihres Neides gewesen. Gläubig nickten die anwesenden Schöppen der Meinung ihres Vorstehers Beifall zu und ihrem Beispiele folgten die Köpfe der übrigen. Der allseitige Beifall machte die Vermutung zur Gewißheit. Da man hierüber in Richtigkeit war, so schien es den Schöppen notwendig, sich der Zauberin zu bemächtigen, ehe sie aus Rache ein anderweitig Unheil anstifte. Sie wurde in ihrer Hütte überfallen, aus der Mitte ihrer Kinder gerissen und in den Kerker geschleppt.

Am folgenden Tage sollte sich Rachna vor den Augen der ganzen Gemeinde verantworten, durch welche zauberischen Mittel sie sich und ihre Kinder so wohl erhalten habe, wann und warum sie mit dem leidigen Satanas in ein Bündnis eingegangen? usw. — Auf dies alles entgegnete sie nur, der Hunger, der zu dem Genusse der ekelhaftesten Gegenstände verführe, habe sie die Krebse als eine nahrhafte Speise kennen gelehrt. Diese seien, neben Wurzeln und Kräutern, ihre und ihrer Kinder alleinige Nahrung gewesen. — Spachlos vor Entsetzen staunte jedermann das sonderbare Weib an. Wer bisher noch an ihrer Zauberei gezweifelt hatte, glaubte nun steif und fest daran.

So häßlich auch die Krebse in ihrem rohen Zustande erscheinen, so waren sie dennoch schon bei den alten Griechen und Römern ein beliebtes Essen, und Aesop soll in diesem Punkte ein zweiter Lucull gewesen sein. Bei den slavischen Völkern galten sie lange für höchst giftig, wer hätte daher an ihren Genuß gedacht? Noch in unseren Tagen sind sie nicht nur den Russen so ekelhaft wie Frösche den Britten, sondern ihr Genuß ist den griechischen Glaubensverwandten durch ein Religionsgesetz verboten.

Man begreift nun das Erstaunen der Menge bei Rachnas Aeußerung. Man fragte sie nun, wie und warum sie die Hungersnot und die Seuche verursacht habe? und da sie natürlicherweise sich dazu nicht bekennen wollte, zwang man ihr das Geständnis durch die Folter ab und verurteilte sie dann, ohne auf ihre ferneren Worte Rücksicht zu nehmen, zu dem Feuertode. Niemand bemitleidete sie, jeder sah in ihr die Stifterin des erlittenen Elends, fluchte ihr und verwünschte sie.

Es muß hier nachgeholt werden, wie Rachna mit der Genießbarkeit der Krebse bekannt wurde. In den ersten Wochen der Hungersnot behalf sie sich und ihre Kinder mit Wurzeln, Kräutern und wildem Obst; doch als sie auch dieses nicht mehr haben konnte, ihre Familie sichtbar dem Tode entgegen welkte, beschloß die Verzweifelnde, um dem qualvollen und langsamen Hungertode zu entgehen, für sich und ihre Kinder ein kürzeres Lebensende durch Gift zu suchen. Die Krebse galten bei den Hannaken für die giftigsten Tiere, daher wurden sie zur Ausführung ihres Vorsatzes gebraucht. Allein durch das Sieden verschwand die ekelhafte natürliche Farbe des Tieres, durch den Genuß desselben lernte sie ein schmackhaftes Fleisch kennen und so fand sie statt des gesuchten Todes ein neues Lebensmittel, das eben darum, weil jedermann dessen Genießbarkeit unbekannt gewesen, in Menge vorhanden war. — Wohl hatte sie alles das ihren Richtern erzählt, allein über die Wahrheit siegte das Vorurteil, dessen Opfer sie werden sollte.

Am Vorabende des zur Hinrichtung bestimmten Tages kam der damalige Landesharpimann, der durch sein, Mährens alte Rechte und Gewohnheiten enthaltendes Tobitschauer-Buch berühmte Cribor Towaczowsky von Cymburg, von einer Reise von Znaim nach Olmütz, von mehreren Herren und Rittern begleitet, zufällig nach Prödlitz, wo er die Nacht über zu bleiben gedachte.

Kaum hatte sich der Ruf von der Ankunft Cribors verbreitet, als Volka, die älteste Tochter Rachnas, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, sich atemlos zu seinen Füßen warf und um Gnade für ihre Mutter bat, die, wie sie sich naiv ausdrückte, deshalb verbrannt werden sollte, weil sie Krebse gegessen hätte. — Die anwesenden Fremden brachen in ein lautes Gelächter aus, nur Cribor und Malowar, sein Edelknappe, blieben ernst. Letzterer, von dem Jammer der jungen, schönen Dirne gerührt, vereinigte seine Bitten mit den ihrigen. Cribor versprach bloß, die Sache ihrer Mutter zu untersuchen und gebot den Schöppen, die Hinrichtung aufzuschieben und sich mit der Gefangenen am Morgen vor ihn zu stellen. Durch dies, noch mehr aber durch Malowar, der den Worten Cribors die erfreulichste Deutung gab, getröstet, kehte Volka hoffend zu ihren jüngeren Geschwistern zurück.

Am folgenden Morgen schlug Cribor nach der damaligen Sitte auf dem öffentlichen Ringplatze seinen Richterstuhl auf. Die Verurteilte, von Schergen begleitet, und die Schöppen traten vor und im Kreise herum stand die gaffende Volksmenge. Cribor ließ sich erst vor den Schöppen, dann von der Verurteilten, endlich von einigen, die er aus dem Volke zu sich rief, den Vorgang mit allen Umständen erzählen. Dies Weib, sagte er endlich sehr ernst, wurde deshalb zum Feuertod verurteilt, weil es die Hungersnot hervorgebracht; hat sie dies getan, so ist das Urteil ebenso weise als gerecht. — Stolz sahen die Schöppen und der Stadtrichter vor sich hin; — Malowar, der unter der Menge Volka bemerkte, zitterte. — Nur eines fehlt noch, fuhr Cribor fort, die Beweise. — Sie selbst gestand ihre Schuld, entgegnete Benesch, der Stadtrichter. — So fühle denn, Elender, fuhr ihn Cribor an, so fühle denn die Nichtigkeit Deines Beweises. Auf sein Gebot kam ein Züchtiger mit seinen Folterwerkzeugen herzu, dem Cribor befahl, den Stadtrichter so lange zu peinigen, bis sich dieser selbst als den Urheber der erlittenen Hungersnot anklagen würde. Vergebens war das Flehen des armen Schneiderleins. Ein Wink Cribors und der Züchtiger begann sein Amt; allein der erste Nagel, der dem Unbesonnenen in die Finger geschlagen wurde, zwang ihm das geforderte Bekenntnis ab und endigte die Folter. Nun, herrschte ihn Cribor an, solltest eigentlich Du und die Schöppen nach Deinem eigenen Urteile gerichtet werden. Einen Augenblick ließ er sie in fürchterlicher Angst; beruhigte sie aber wieder, sprach Rachna förmlich los und gebot, ihr die Fesseln abzunehmen. Während Volka und Malowar zu der vor Freuden Ohnmächtigen eilenten, belehrte Cribor die Anwesenden, daß Rachna nicht nur nicht die Urheberin der Hungersnot sei, sondern den Dank der ganzen Gemeinde dadurch erworben habe, daß sie diese mit einem recht wohlschmeckenden Nahrungsmittel bekannt gemacht, das in fremden Landen längst besonders beliebt gewesen sei.

Es wurde nun ein Mahl bereitet, zu dem die von dem Landeshauptmann so reichlich beschenkte Rachna so viele Krebse liefern mußte, als möglich war. Rachna mit ihren Kindern und die sämtlichen Gerichtsgeschworenen und die Zechmeister des Städtchens nunmehr neben Cribor und seinen Gefährten an dem Mahle teilnehmen. Krebse wurden aufgetischt, wacker griffen die edlen Herren und Ritter zu. Dies und der fröhlich kreisende Becher machten endlich den Schöppen Mut, sie wagten es, die Krebse zu kosten und fanden sie gut: Fiedler und Pfeifer fanden sich ein, Volka und Malowar begannen den Tanz und der nächste Jahrestag traf beide als ein glückliches Paar. Malowars Nachkommen, die sich Chraustensky von Malowar nannten, führen zum Andenken an diese Begebenheit zwei Krebsscheren im Wappen.

Allerlei.

Im Unterseeboot eingeschlossen auf dem Meeresgrunde.

Fast eine volle Stunde hat die Besatzung des Unterseebotes Porpoise der amerikanischen Flotte am Montag, den 22. August, abends, in Todesgefahr auf dem Meeresgrunde zugebracht. Der Unfall ereignete sich auf der Höhe der Insel Long Island; er sollte jedoch verheimlicht werden, und daher werden die Einzelheiten erst jetzt bekannt. Die Porpoise stand unter dem Befehl des Leutnants Nelson und hatte außer ihm den Leutnant Shapley und eine Besatzung von acht Mann an Bord. Infolge eines Maschinenfehlers blieb das Boot bei einer Tauchübung nicht in der gewünschten Tiefe liegen, sondern sank immer tiefer, bis es schließlich in einer Tiefe von 120 Fuß hilflos auf dem Meeresgrunde ruhte. In den Maschinenraum ergoß sich jetzt Wasser und die an Bord Befindlichen erkannten, daß ein schweres Schicksal ihnen drohte. Sie waren einfach im Wasser begraben, da das Boot infolge des eingedrungenen Wassers außer stande war, zur Oberfläche emporzusteigen. „Wir kamen uns vor wie Ratten in einer eisernen Falle, die man in einen Brunnen geworfen hatte, damit sie ertränken," sagte einer der Matrosen, „ein Gefangener mit dem Strick um den Hals konnte kein furchtbareres Gefühl haben." Leutnant Nelson tat sein Möglichstes, um die Mannschaft zu beruhigen. „Nur den Kopf oben behalten," sagte er, „wir wollen versuchen, das Boot zu heben." Der Druck des Wassers auf das gebrechliche Fahrzeug war nach der Tgl. Rdsch. so stark, daß die Tauchtanks sich fast ebenso schnell mit Wasser füllten, wie die Mannschaft sie entleeren konnte um das Schiff hoch zu bringen. Außerdem entstand noch im Torpedorohr ein Leck, durch das der Maschinenraum überschwemmt wurde. Nur zwei Rettungswege waren vorhanden, entweder mußte das Boot mit Hilfe der Pumpen gehoben werden, oder die Leute mußten versuchen, durch das Torpedorohr nach oben zu gelangen. Nur ein Mann war willens einen solchen Versuch zu unternehmen; aber Leutnant Nelson verweigerte seine Erlaubnis. Glücklicherweise blieb die Luft im Boot ziemlich gut, und so arbeiteten die Leute in Schichten mit verzweifelter Taikraft unablässlich an den Pumpen, bis die Gefahr überstanden war; langsam drängten sie das Wasser Zoll um Zoll aus dem Boot, das sich allmählich hob. Endlich war es nach 11 Uhr abends wieder an der Oberfläche, nachdem es um ¼11 Uhr untergetaucht war. Die Leute sahen bleich und verstört und von der schweren Arbeit ermüdet aus. Leutnant Nelson wird wegen seines umsichtigen Verhaltens in dieser gefährlichen Lage allgemein gelobt.

Eine „Seele von Frau".

Eine hübsche Anekdote von Charles Kingsley erzählt der englische Geistliche Tetley in einem kürzlich erschienenen Buch „Old Times and New": Kingsley war ein Freund von Tetleys Vater. Einmal hatte er sich kaum in einer neuen Wohnung eingerichtet, als Mrs. Kingsley erfuhr, daß in einem anderen Teile des Hauses eine einsame Dame lebte, die schwer erkrankt war. Sie hatte nun keine Ruhe mehr, bis etwas zu ihrer Hilfe geschah. Kingsley begab sich aus diesem Grunde zu meinem Vater. Meine Mutter war zu Hause und empfing ihn. Er erzählte, warum er gekommen wäre, und entschuldigte sich dann wegen seiner Dringlichkeit, indem er seine Bitte mit folgender Bemerkung schloß: „Sie müssen nämlich wissen, Mrs. Tetley, meine Frau ist eine so gute Seele, daß gewiß, wenn sie hingerichtet werden sollte, ihre erste Sorge die sein würde, daß nur jeder, der zusehen wollte, auch einen guten Platz bekäme!"

Vom Siegeszug der Frau.

Nach einer jüngst veröffentlichten Statistik gab es in den Vereinigten Staaten von 1870—1890 nur 414 Frauen, die amtliche Stellungen inne hatten; heute sind es 4875! Die Zahl der Journalistinnen ist in derselben Zeit von 35 auf 88 gestiegen, die der dekorativen Künstlerinnen von 412 auf 10 810, und Buchhalterinnen gab es vor 30 Jahren 9, heute 27 777!

Verantwortlicher Redakteur Ed. Verhülsdonk in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.



Nr. 203. 5. Septbr. 1904.

Belohnte Treue.

Novelle von E. Borges.

Nachdruck verboten.

Erstes Kapitel.

Ein schöner Septembertag ging zur Neige. Die glänzenden Sonnenstrahlen verschwanden, nur einige Wölkchen zeigten noch die Stelle am Horizont. Ein süßer Duft von Blumen und Früchten zog durch die warme Luft. Der dunkle Himmel wölbte sich wolkenlos über die stille Abendlandschaft und über das nahe Meer, auf welchem hin und wieder weiße Vögel langsam über die Fläche dahinglitten, noch weißere Möven schwebten darüber und badeten sich in den kühlenden Wellen. Der Abendwind strich leise durch die hohen Baumkronen des Parks und ließ die schlanken Wipfel leicht erzittern; ein geheimnisvolles Säuseln und Rauschen durch die sich rötlich färbenden Büsche glich einer wundersamen Melodie; die ganze Erde schien so still und friedlich, als wisse sie nichts von den Schmerzen und Sorgen dieser Welt. Und doch mußten es trübe Gedanken sein, die den Sinn der beiden jungen Damen bedrückten, die schweigend durch die einsamen ungepflegten Wege des Parks dahinschritten.

In einer Lichtung des Parkes, umgeben von wuchernden Rasenflächen, lag das Herrenhaus des Rittergutsbesitzers Bergstein. Auf den Absätzen des Treppenhauses standen künstlerisch wertvolle Marmorfiguren, die den Glauben erweckten, daß auch im Innern des schloßartigen Gebäudes alles wunderschön sein müsse.

Einem scharfen Beobachter wären freilich nicht die Spuren des Verfalles entgangen, welche unverkennbar das alte Haus und das Glück der Bewohner zu untergraben drohten. Reichlichere Mittel, als sie dem jetzigen Besitzer zu Gebote standen, würden in kurzer Zeit die bröckelnden Mauern, gesprungenen Fensterscheiben, die ungepflegten Parkwege wieder aufs beste hergestellt haben, aber Herr Bergstein war ein Maler und lebte nur für seine Kunst. Daher kam es, daß er jahrelang die Bewirtschaftung seines großen Gutes einem unredlichen Verwalter überließ, der nicht selten eigenen Vorteil im Auge hatte und dadurch den bedauerlichen Verfall des Gutes beschleunigte. Unkenntnis in der Landwirtschaft veranlaßte auch oft den Besitzer zu falschen Neuerungen, was nicht wenig zu dem jetzigen Notstande der von zahlreichen Gläubigern hartbedrängten Familie beitrug.

„Thekla! Jenny!" rief es plötzlich durch die Stille des Abends, „wo seid Ihr? Das Abendbrot ist fertig, wir warten auf Euch."

„Wir kommen schon, Fräulein," versetzte Jenny, ein schlankes, bleiches Mädchen von kaum achtzehn Jahren, mit träumerischen dunklen Augen, deren blasses Gesichtchen von schwarzbraunen Flechten umrahmt war. Dann sich besinnend, daß sie den ganzen Nachmittag träumend und lesend sich in der Hängematte geschaukelt hatte, flüsterte sie ihrer älteren Schwester zu: „Sie wird längst meine unfertige Näharbeit bemerkt haben, ebenso den Korb voll Strümpfe, den ich ausbessern und stopfen sollte."

Thekla schlug tröstend den Arm um die Schwester, dann lachte sie erheitert.

„Du gewissenhafte, treue Seele," scherzte sie, „Du gönnst Dir so selten eine Mußestunde, daß ich mich im stillen gefreut habe, Dich an diesem heißen, herrlichen Nachmittage ohne Arbeit gesehen zu haben. Mache Dir doch keine Sorgen, ich helfe Dir nach dem Abendessen."

Im Gegensatz zu ihrer bleichen Schwester war Thekla eine anmutige junge Dame, mit rosigen Wangen, auffallend leuchtenden blauen Augen. Das goldblonde Haar verlieh der eigenartigen Schönheit noch einen besonderen Reiz. In der Einsamkeit ihres heimatlichen Dorfes Burgfels geboren und aufgewachsen, sehnte sich Thekla nach anregenderem Leben in der großen Welt, ohne Aussicht zu haben, das stürmische Verlangen ihres Herzens gestillt zu sehen. — — —

Die ganze Familie war im Speisezimmer versammelt, als die beiden Mädchen eintraten.

Herr Bergstein, ein stattlicher Herr mit blitzenden Augen, krausem, leicht ergrautem Haare und geistreichen Gesichtszügen, dem man auf den ersten Blick den Künstler, aber nicht den Landwirt ansah, saß mit der Zeitung in einem bequemen Sessel. Seine Gattin das Ebenbild der ältesten Tochter, legte noch eben einige Gegenstände auf dem Tische zurecht.

„Wo seid Ihr so lange gewesen?" fragte sie mit leisem Vorwurf. —

„In dem Parke, Mutter; wir haben gelesen, geträumt und uns Luftschlösser für die Zukunft gebaut," scherzte Thekla; „es war wirklich zu heiß, um zu arbeiten. Ah!" fügte sie hinzu, „das ist ja ein herrliches Abendbrot! Sogar ein Braten fehlt nicht! Ist denn heute eine Festlichkeit?"

„Hans hatte kein Mittagessen, wie Du wohl weißt," berichtete die Mutter, sich gleichsam entschuldigend. „Er war den ganzen Tag mit Herrn Heldrungen auf der Jagd und ist jetzt hungrig nach Hause gekommen."

„Ich habe auch mein Abendbrot verdient," warf Hans fröhlich ein. „Ein halbes Dutzend Hasen habe ich Mademoiselle abgeliefert, und ich habe sie alle allein geschossen," fügte er triumphierend hinzu.

Hans, der einzige Sohn der Familie, war ein kräftig gebauter Jüngling von ungefähr neunzehn Jahren. Seit wenigen Wochen aus der Residenz zurückgekommen, wo er mit Auszeichnung das Abiturientenexamen abgelegt hatte, durchstreifte er jetzt mit seinem älteren Freunde, dem benachbarten Gutsbesitzer Heldrungen, Wald, Feld und Flur; seine reichliche Jagdbeute verbesserte wesentlich den oft kärglichen Haushalt! Doch ebenso wenig als der Vater Lust und Liebe für die Verwaltung seines Gutes hatte und lieber Tag für Tag in seinem Atelier vor seiner Staffelei saß, zeigte der Sohn Neigung zur Landwirtschaft. Das Studium der Medizin war das Ziel seines Strebens; doch um dieses zu erreichen, fehlten den Eltern die nötigen Mittel.

„Warum ist Herr Heldrungen nicht mit zum Abendbrot gekommen?" fragte Jenny, und ein flüchtiges Rot färbte plötzlich ihre bleichen Wangen.

„Er wollte nicht oder besser gesagt, er konnte nicht. Er mußte noch nach dem Vorwerk hinüberreiten, um mit dem neuen Pächter Rücksprache zu nehmen."

„Hat Heldrungen nichts von meinen letzten Gedichten gesagt?" flüsterte leise Magdalena, das jüngste Familienglied, einen schöne Brünette von sechszehn Jahren, ihrem Bruder ins Ohr. Seitdem die Hauslehrerin, von den Familienmitgliedern einfach mit „Mademoiselle" angeredet, sie weniger mit dem Erlernen fremder Sprachen plagte, widmete sie den größten Teil ihrer freien Zeit der Muse der Dichtkunst. Endlich einmal ihre kleinen Schöpfungen gedruckt zu sehen, war der schönste Traum ihres jungen, hoffnungsfreudigen Lebens. Herr Heldrungen war wohl der einzige, der die Verse geduldig las, die junge Dichterin lobte und sie zu größerem Eifer anspornte: auch hatte er ihr versprochen, seinen Einfluß bei einem ihm befreundeten Verleger geltend zu machen, damit ihr sehnlichster Wunsch erfüllt und die Gedichtchen abgedruckt würden. —

„Greue Dich, Kleine," versetzte Hans schelmisch, „Deine drei „Abendlieder" sind angenommen und werden bald in unserer Zeitung erscheinen, dann kannst Du sie gedruckt lesen. In wenigen Jahren werden wir das stolze Bewußtsein haben, eine Dichterin in unserer Mitte zu sehen, deren Ruhm seine Strahlen auf uns zurückwirft."

Purpurrot bedeckte die Wangen des jungen Mädchens; der unverdiente Spott des Bruders kränkte sie tief und verwischte die Freude über den langersehnten Erfolg.

„Warum schreibst Du nicht bessere Verse, wenn Du es kannst," rief sie unwillig aus, nur mit Mühe die hervorbrechenden Tränen unterdrückend.

„Hans, reize das Kind nicht," mahnte die Mutter, die stets bereit war, das lebhafte Temperament ihrer Jüngsten zu beschwichtigen. „Magda, ich freue mich mit Dir, daß Deine Gedichtchen gedruckt werden. Kommt, Kinder, wir wollen jetzt essen, das Abendbrot wird sonst ganz kalt."

Jenny glaubte zu bemerken, daß der Ausdruck im Antlitz ihres Vaters heute ein viel ernsterer sei,

wie gewöhnlich, und als sie während der Mahlzeit die Mutter betrachtete, fand sie auch in diesem Antlitz den Wiederschein der Sorge, die auf ihrem Herzen lasten mußte. Doch welcher Art die neuen Gefahren waren, wußte Jenny nicht.

Herr Bergstein war, wie seine Familie fest überzeugt war, ein tüchtiger Künstler, aber sein Talent war bis jetzt noch wenig anerkannt. Zahlreiche Gemälde, größtenteils geschichtliche Darstellungen, zu denen aber leider keine Käufer gefunden werden konnten, zierten die Wände seines Ateliers. —

Ab und zu kam wohl ein reicher Engländer oder Amerikaner durch das friedliche Dörfchen Bergstein und zahlte hohe Preise für ein Gemälde, aber das war eine Seltenheit; inzwischen sah sich der Künstler genötigt, für einen Kaufherrn kleinere Landschaften, Stilleben oder Skizzen zu liefern, um die Existenz seiner Familie zu ermöglichen. — So hatte vor wenigen Wochen ein reicher Engländer für ein herrliches Gemälde, „Napoleon auf dem Felsen von St. Helena" vorstellend, eine bedeutende Summe gezahlt, die aber der Vater den ungeduldigen Gläubigern sofort aushändigen mußte, ohne auch nur ein geringes Teil für sich behalten zu dürfen.

Jetzt trat auch Mademoiselle mit einer dampfenden Schüssel von Eiern, die sie dem jungen Nimrod vorsetzte, in das Speisezimmer. Sie nahm ihren gewöhnlichen Platz zwischen Jenny und Magda ein, und der scharfe Blick Jennys sah ihre Furcht bestätigt, neue Sorgen mußten über dem Haupt der geliebten Eltern schweben, und Mademoiselle wußte davon.

Mademoiselle stand in der Mitte der Vierziger. Sie war eine lebhafte Französin von angenehmem Aeußeren. Ihr eigentlicher Name war Eugenie Dabois, jedoch die jüngsten Mitglieder wußten ihn kaum, oder hatten ihn schon vergessen, ihnen war sie einfach: Mademoiselle.

Ein langjähriger Aufenthalt in der Familie Bergstein hatte sie fast zu einem Mitglieder derselben gemacht.

Die Interessen der Familie waren ihre eigenen, sie teilte treulich deren vielfachen Sorgen und Kümmernisse ebenso, wie die wenigen Freuden. Hätte sie Berafels verlassen, so würde der wenig geregelte Haushalt zu Grunde gegangen sein.

Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit füllte Mademoiselle die Stellung einer Gouvernante, Köchin, Krankenpflegerin, Gesellschafterin oder sogar des Hausmädchens aus, je nachdem ihre Dienste erforderlich waren. Sie war im Hause unentbehrlich; hing mit zärtlicher Liebe an den unter ihren Augen aufgewachsenen Kindern, die sie wie eine zweite Mutter liebte. Jedoch ihr heftiges Temperament, das hin und wieder sich Bahn brach, war der Grund, daß sie von den Kindern mehr gefürchtet, als geliebt wurde, sogar Hans, ihr Liebling, vermied sie, wenn sie aufgeregt war. — Der ganze Haushalt ruhte auf ihren Schultern, denn auch Frau Bergstein saß lieber vor ihrer Staffelei im Atelier ihres Gatten, und ihre kleinen, künstlerisch ausgeführten Bilder wurden häufig besser bezahlt, als die größeren Gemälde des Künstlers.

Nach kaum beendeter Mahlzeit verließ Magdalena eilig das Speisezimmer. Sie mußte allein sein, um in ihrem Tagebuche das freudige Ereignis der Annahme ihrer ersten Gedichte zu verzeichnen. Auch Thekla und Jenny erhoben sich, doch kaum näherten sie sich der Tür, als der Vater sie zurückrief.

„Ich will Euch lieber gleich sagen, was wir, Euere Mutter und ich, zu tun beschlossen haben, Kinder," begann der Vater, nervös mit seiner Serviette spielend. „Die einfache Tatsache ist, daß wir in großer Geldverlegenheit sind. Unsere Besitzung ist so sehr mit Schulden bedeckt, daß wir sie verkaufen müssen, wenn wir nicht in kürzester Frist ein Darlehen von dreißigtausend Mark erhalten."

Verkaufen! — Das Haus, worin sie geboren und das ihnen lieb und teuer war! Dieser schmerzliche Gedanke fand vielfaches Echo in den Herzen der Kinder. Sie waren an Armut gewöhnt, doch nur insofern, als dieses Schreckgespenst sich ihnen in dürftiger Nahrung, einsamem Leben und Mangel an Zerstreuung und Vergnügungen bemerkbar machte. Daß aber jetzt die Besitzung, die, so weit man denken konnte, sich vom Vater auf den Sohn vererbt hatte, verkaufen sollte, war ein ungeahnter schmerzlicher Gedanke.

„Unmöglich, Vater!" Thekla und Jenny hatten gleichzeitig diese Worte wie einen schweren Seufzer ausgestoßen; auch Hans war schmerzlich überrascht und trommelte gegen die Fensterscheiben, um seine Bestürzung zu verbergen. —

„Um diese peinliche Notwendigkeit zu verhindern," fuhr der Künstler mit bebender Stimme fort, „und um unser Heim zu erhalten, werde ich mich bemühen müssen, mir Geld zu beschaffen. Ich bin nicht in der Lage, von einem Agenten ein Darlehen zu entnehmen, denn ich würde die Zinsen nicht bezahlen können, also muß ich es auf andere Weise versuchen."

„Wozu brauchst Du soviel Geld, Vater?" fragte Thekla seufzend.

„Mein Kind, wir konnten es nicht verhindern, in Schulden zu geraten," erklärte der Vater, rastlos im Gemach auf- und abgehend. „Einige notwendige Reparaturen im Hause, die vor wenigen Jahren gemacht werden mußten sind noch unbezahlt und kosten viel Geld; dann haben wir noch viele unbezahlte Rechnungen, und hauptsächlich müssen wir Geld in Händen haben, um Hans in wenigen Tagen auf die Universität schicken zu können, damit er dort sein Studium fortsetzt."

„Für die Landwirtschaft bin ich auch nicht geschaffen, ich würde doch nur das Gut schlecht verwalten," murmelte Hans, sich gleichsam entschuldigend, daß er die Sorge der Eltern vermehre, „aber wenn ich erst Arzt bin, kann ich leicht hinreichend Geld verdienen, daß ich alle Unkosten mit Zinsen zurückerstatten kann."

Niemand widersprach. Hans war ein guter Sohn, auf den Eltern und Schwestern mit Stolz und Freude schauten.

„Wie willst Du es möglich machen, dreißigtausend Mark zu erhalten?" fragte endlich Thekla gedankenvoll.

„Ich lasse in der Zeitung inserieren," lautete die unerwartete Antwort. „Hier diese Anzeige setzte ich auf, nachdem ich mit Euerer Mutter und Mademoiselle Rücksprache genommen hatte."

Er überreichte seiner ältesten Tochter ein Stückchen Papier, worauf geschrieben stand: „Gesucht auf sofort ein Darlehen von dreißigtausend Mark. Anstatt der üblichen Zinsen werden dem Gläubiger Kost und Logis angeboten. Adresse usw. usw."

Thekla und Jenny sahen sich schweigend, aber verständnisvoll an. Sie wußten, daß Mademoiselle allein diese sonderbare Idee ersonnen hatten, denn die Eltern würden niemals auf diesen seltsamen Gedanken gekommen sein. Sie hatten sich in ihrer Geldverlegenheit wieder an die um guten Rat nie verlegene Französin gewandt. „Unter andern Umständen würde ein Gast in unserem Hause eine angenehme Abwechslung sein," bemerkte Jenny endlich, „aber beständig einen Gläubiger um sich zu haben, der für sein geliehenes Geld unser Haus als sein Eigentum betrachtet, das ist ein Gedanke, der mir unerträglich ist."

„Das ist auch meine Meinung," pflichtete Thekla bei, „er oder sie, wer es auch immer sein mag, wird stets das Bestreben haben, die Zinsen nach Kräften auszunutzen."

„Kinder, macht Eurem Vater nicht das Herz schwer; er handelt nur zu Eurem Besten," wandte die Mutter ein, und legte schmeichelnd den Arm um den Hals des Gatten. —

Die jungen Mädchen sahen sich einander betroffen an; sie liebten die Eltern zu sehr, um wissentlich deren Sorgen zu vermehren.

„Laß mich eine Stelle als Gouvernante annehmen, Mütter," bat Jenny, „dann würde hier der Haushalt kleiner und ich könnte Euch von meinem Gehalt unterstützen." —

„Nein, mein Kind, wir können Dich gar nicht im Hause entbehren," wehrte die Mutter freundlich ab. „Du gibst uns ja schon alles, was Du Dir sauer durch Privatunterricht verdienst, und Dein Gehalt als Handarbeitslehrerin hier an der Dorfschule können wir auch nicht vermissen."

„Wirst Du jemals das Geld zurückerstatten können, wenn es Dir gelingt, jetzt ein Darlehen zu erhalten?" fragte Thekla gespannt.

„In drei Jahren wird uns Tante Gertrud's Erbe zufallen," lautete die Antwort.

„Das hatte ich vergessen," rief das junge Mädchen erleichtert aufatmend. „Hätte die Tante ein vernünftigeres Testament gemacht, so brauchten wir nicht unsere Zuflucht zu diesem verzweifelten Schritt zu nehmen."

Tante Gertrud, eine merkwürdige alte Dame, hatte bei ihrem Tode vor zwei Jahren ihr ganz bedeutendes Vermögen der Familie Bergstein vermacht, jedoch mit der testamentarischen Bestimmung, daß Kapital und Zinsen erst fünf Jahre nach ihrem Tode angegriffen werden sollten.

„Mache Dir keine Sorge, Thekla," tröstete die Mutter, „wenn es uns gelingt, das Geld zu erhalten, sind wir vor der Hand von jeglicher Not befreit. Viel, leicht ist auch ein Gast in unserem Hause weniger unangenehm, als Du Dir denkst. Selbstredend würde nur ein Herr oder eine Dame von Rang und Bildung in unserem Kreise Aufnahme finden, und die vermehrte Arbeit, die ein Gast notwendigerweise mit sich bringt, fällt auf Mademoiselles Schultern und die beklagt sich nicht."

„Vermutlich, weil diese seltsame Idee von ihr herrührt," versetzte das junge Mädchen bitter.

„Weißt Du denn einen anderen Ausweg?" fragte die Französin mit einem überlegenen Lächeln.

Thekla wandte sich unwillig ab; sie empfand ein bitteres Gefühl gegen den unbekannten Gast, der in Zukunft in dem stillen Kreise weilen sollte. Sie haßte den unglücklichen Plan um so mehr, da sie gar keinen anderen Ausweg zur Erlangung des Zieles wußte.

„Füge der Anzeige bei, daß die Familie musikalisch, liebenswürdig und künstlerisch ist," bemerkte sie lebhaft. „Es ist doch schade, eine Sache nur halb zu tun; ich — an Deiner Stelle — würde das schöne Familienleben sehr empfehlen."

Der Künstler lächelte, obgleich die Worte seines verwöhnten Lieblings ihn verletzten. Aber ungeachtet mancher Einwendungen wurde die Anzeige abgeschickt und die Familie wartete auf den Erfolg.

Fortsetzung folgt.

Aus der Reichshauptstadt.

Nachdruck verboten.

M. **Berlin**, 2. September.

Vom Kreuzberg. — Grunewald. Der kluge Hans. — Theatersaison.

Man spottet viel über den Kreuzberg in Berlin; wer ihn aber doch einmal besucht hat, muß doch anerkennen, daß derselbe mit seinen hübschen Anlagen, seinem Wasserfall, seinem Kriegerdenkmal oben eine ganz hübsche Erholungsstätte ist, und daß er auch als „Berg" in des „deutschen Reiches Streusandbüchse" immerhin eine Bedeutung hat. Wie hoch liegt ganz Berlin zu unseren Füßen, wenn wir oben am Denkmal stehen! Soweit das Auge reicht, ein Häusermeer, nach Nordosten schließt es ab mit einem Bau, der eine vergoldete Kuppel trägt, und wir fragten den Wärter, was das bedeute. Der Mann schaute ein wenig verdutzt zu sein, denn er antwortete: „Das ist der letzte Rest des goldenen Kalbes, das Moses aus Aegypten mitbrachte." Also das vergoldete Dach einer Synagoge! Auch die gesamten Anlagen am Kreuzberg scheinen antisemitischen Geist zu atmen; denn man trifft hier auffallend wenig Juden, die sonst in Berlin an allen hübschen Orten zu finden sind. Die Stadtverwaltung hat nun einen recht hübschen Gedanken gehabt, mit der Beleuchtung des Wasserfalls, die zweimal wöchentlich nach Eintritt der Dunkelheit stattfindet. Zahlreich strömen Berliner und Nichtberliner herbei und warten auf die Illumination. Da ein Blitz! Plötzlich fällt der breite, milchweiße Strahl eines Scheinwerfers auf die zackige Linie des Wasserfalls, dessen Schaum auf einmal von silbernem Glanz erhellt scheint. Auch der Turm am obersten Ende des den Fall einrahmenden grünen Baumparterres schimmert nun schneeweiß und silbern. Dann wechselt die Farbe. Ein tiefroter Schein huscht über die Dekoration. Blutströme scheinen über die Absätze des Kaskade zu rinnen; aber jäh wandelt sich das Blut zu Gold. Unter den massiven Felssteinen scheinen schwere Goldbarren gelagert, von denen das Wasser schäumend, sprudelnd den Glanz mitnimmt. Dann wieder ist das ganze in tiefes, frisches Grün getaucht. Oder in ein stählernes Blau, auf dessen prächtigem Farbengrund Silberschuppen vibrieren. An den Fuß des Turms schließt sich ein Viereck in leuchtendem Weinrot, diesem folgt ein Abteil in zartgelber Tönung. Und lebhaftes Grün, hell, schimmerndes Blau und blitzendes Silberweiß schließen sich an. Ein berückender Anblick für den Freund dekorativer Schaustellungen. Um 10 Uhr erlischt dieses Farbenspiel und der Kreuzberg liegt in tiefer Nacht vor uns.

Der Grunewald soll nun Volkspark werden; die Vorarbeiten beginnen schon. Das Wildgatter wird abgebrochen. Gleichzeitig wird das Damwild eingetrieben und nach einem Revier bei der Saubucht überführt, wo es in einem eigens dazu bestimmten Gehege eingeschlossen wird. Das wenige Wild, das der Eintreibung entgeht, wird nach und nach von den Försternn abgeschossen. Mit der Beseitigung des Wildgatters ist der Anfang gemacht zur völligen Erschließung des Forstgebietes für das erholungsuchende Großstadtpublikum. Die weiteren Maßnahmen, Bau von Straßen, insbesondere der Döberitzer Heerstraße, sobald die nicht leichte Frage, wie die bedeutenden Kosten dazu aufgebracht werden, gelöst sein wird. In der hübschen Kolonie Grunewald ist es allerdings sehr ungemütlich geworden; ein großer Teil der Bewohner weilt noch in der Sommerfrische, und derweil haben sich die Ratten einheimisch gemacht. In den letzten drei Monaten sind uns von dort 414 Rattenschwänze abgeliefert worden. Die Damenwelt findet diesen Gast in ihren Häusern sehr unbequem.

Der „kluge Hans" darf nun ausruhen, er ist genug geplagt worden. Die öffentlichen Vorführungen, die bis heute dauerten, sind nun sistiert worden, und sollen nicht eher wieder aufgenommen werden, bis eine wissenschaftliche Kommission die Leistungen des Tieres einer sorgfältigen Prüfung unterziehen kann. Es wird daher bis auf weiteres niemandem mehr gestattet, den Hof des Hauses Griebenowstraße 11 zu betreten. Der Besitzer des Pferdes, Herr v. Osten, hatte immer gehofft, daß eine amtliche Kommission hierfür ernannt werde; aber er hat sich getäuscht. Nun bestellt er selbst eine solche und will das Resultat der Arbeit derselben sofort nach Fertigstellung publizieren. Inzwischen hat der gesunde Menschenverstand bereits eine Reaktion eingestellt; die Zahl der Bewunderer nimmt täglich ab und die Zahl der Zweifler und Skeptiker zu. Am Schlusse zeigt es sich jedenfalls, daß der „kluge Hans" klüger ist als manche seiner Bewunderer, die ihm vernünftiges Denken und Handeln zusprechen!

Die Theatersaison beginnt, unbekümmert um den hübschen Spätherbst. Sie scheint sogar eine ganz neue Aera zu werden im Berliner Kunstleben. Neue Theater sind entstanden und im Entstehen begriffen, alte haben ihre Direktoren gewechselt und ihre äußere Gestalt aufgefrischt, mit Ungeduld sieht das Publikum dem immer hitziger werdenden Wettbewerb entgegen. Die „neue Aera" im künstlerischen Sinne hat freilich schon vor fast zwei Jahren begonnen, mit dem Augenblick, da Max Reinhardt das Kleine Theater und dann das Neue Theater in den Dienst vordem unversuchter und ungelöster Aufgaben stellte. Die meisten Theater sind renoviert, nur das königliche Schauspielhaus, dessen Umbau die Freunde alter Berliner Kunst mit so schwerer Sorge entgegensehen, ist noch lange nicht von seinen Gerüsten und Zäunen befreit. Und zaghaft fragt man sich, ob es dem jungen Intendanten Herr von Hülsen so bald gelingen wird, auch in den inneren künstlerischen Verhältnissen der Hofbühne die unabweisbaren „Renovierungen" durch zuführen. Mit Sorgen auch blicken wir auf unser herrliches altes Opernhaus hinüber, über dessen Sein oder Nichtsein der kommende Winter eine Entscheidung bringen muß. Das neue Nationaltheater am Weinbergsweg im Norden wiegt manche Forderungen. Was dies neue Unternehmen bringen wird, dessen einfaches, aber nicht ohne Geschmack erbautes Haus an der Stelle steht, wo die Berliner zurzeit des Großen Kurfürsten — Wein bauten (der übrigens ganz passabel gewesen sein „soll"), muß die Zukunft lehren. Dann kommt das neue Lustspielhaus in der Friedrichstraße, und wünscht Besucher. Zwei Theaterpläne ruhen noch im Schoße der Zukunft; an der Weidendammer Brücke soll eins entstehen, und Ernst v. Wolzogen, der Erfinder des „Ueberbrettels", das schon fast ganz verschwunden ist, will ein Operettentheater erstellen. Konkurrenz ist also genügend vorhanden. Aber leider siegt hier nicht immer das beste und edelste.

Unpolitische Zeitläufte.

Nachdruck verboten.

Berlin, 1. Sept.

Die Stadt der Intelligenz liegt bekanntlich an der Spree; dort gedeihen die Wahrsagerinnen, die Wunderdoktoren und die Bauernfänger. Und neuerdings ist das intelligente Berlin noch bereichert worden durch einen fürchterlich gelehrten Gaul, den sog. klugen Hans.

Wenn man bisher von „Pferdeverstand" sprach, so meinte man den menschlichen Verstand in Pferdeangelegenheiten. Fortan wird das anders werden: jetzt wird der Verstand der Pferde auf den Leuchter erhoben. Hervorragende Leute sind hinausgepilgert zu dem wunderbaren Rapphengst, der in den Wissenschaften und Künsten so gut beschlagen ist, wie ein zwölfjähriger Volksschüler. Das Wundertier buchstabiert und liest, rechnet mit ganzen Zahlen, gemeinen Brüchen und Dezimalbrüchen, kennt die Noten und unterscheidet die guten Akkorde von den schlechten, erkennt die Menschen nach der Photographie liest, die Zeit vom Zifferblatt der Uhr ab usw. usw. All' die Weisheit, die in seinem Pferdeschädel steckt, gibt der kluge Hans durch Scharren mit dem Huf von sich; er scharrt gerade so oft mit seinem Huf, als nötig ist, um in der verabredeten Hufsprache die gestellte Frage richtig zu beantworten. Dieser Professor des Hufes hat die Bewunderung zahlreicher Zoologen erregt und die Spalten der Weltblätter gefüllt. Leute, die sich für Autoritäten halten, bezeugen auf eine oberflächliche Besichtigung hin, daß es sich hier wirklich um einen denkenden Pferdegeist handelt und nicht um Dressur.

Das wird eine tolle Blamage für diese Helden der „voraussetzungslosen Wissenschaft". Denn für jeden, der mit gesundem Menschenverstand die Sache betrachtet, ist es ganz klar und zweifellos, daß der kluge Hans nichts anderes tut, als was dressierte Zirkuspferde seit unvordenklichen Zeiten leisten: sie scharren mit dem Huf so oft, wie es verlangt wird. Wenn ihr Dresseur ihnen das gewohnte Zeichen zum Anfang gibt, so fangen sie an zu scharren, und wenn das gewohnte Zeichen zum Aufhören kommt, so hören sie auf. Das ist eine so alte und einfache Leistung, daß ein besserer Zirkus sich mit diesem Zeug gar nicht mehr abgibt.

Natürlich behaupten der Besitzer des klugen Hans und sein Stallmeister, daß sie dem Pferde keine Winke gäben und überhaupt keine „Hilfe" zu teil werden ließen. Ich will ihren guten Glauben gar nicht antasten; die nötigen Winke können unwillkürlich gegeben werden. Wenn Hans anfangen soll zu zählen, guckt sein Lehrmeister natürlich auf den Huf, der die Weisheit von sich geben soll; wenn die richtige Zahl der Hufschläge erreicht ist, so gibt es eine Bewegung der Befriedigung, sei es im Aufschlag der Augen oder in einer Veränderung der bisher in abwartender Spannung gehaltenen Gliedmaßen. Das genügt, um den klugen Hans zur Einstellung der Fußbewegung zu veranlassen.

Ein vernünftiger Mann, der sich das „Wundertier" angesehen hat, erzählt, es sei dem Pferde die Frage vorgelegt worden: „Hans, dort in dem mittleren Fenster über dem kleinen Hause, wieviel Personen sind da?" In den Fenstern der Nachbarhäuser lagen nämlich viele Neugierige, welche die Prüfung des Pferdes beobachten wollten. Und der kluge Hans scharrte auf obige Frage die richtige Antwort. Wenn das mit rechten Dingen zugehen sollte, so müßte Hans die deutsche Sprache schon recht gründlich verstehen. Er müßte zunächst wissen, was ein Haus ist; dann müßte er ein kleines Haus von einem großen Hause unterscheiden können. Er müßte das kleine Haus in der Umgebung heraussuchen und dann seine weiteren Nachforschungen über dieses kleine Haus anstellen. Er müßte nicht blos wissen, was ein Fenster ist, sondern auch das mittlere Fenster von den seitlich gelegenen zu unterscheiden verstehen. Wenn nun wirklich ein Pferd so tief in die Verhältniswörter, Eigenschaftswörter und Hauptwörter der deutschen Sprache eingedrungen wäre, würde so ein denkfähiges Gehirn nicht sofort ein besseres Ausdrucksmittel für seine Gedanken finden, als das rohe Abscharren einer Zahl mit dem Hufe? Ein Tier von solcher Intelligenz würde doch z. B. auf einen Mann, den es nach der Photographie erkannt hätte, einfach zugehen oder mit dem Kopfe oder Hufe kurzer Hand auf den Mann zeigen; das tut aber Hans nicht, sondern er zeigt den angeblich erkannten Herrn nur dadurch an, daß er durch sein blödes Scharren mit dem Hufe die Ziffer des Platzes anzeigt, den der Mann in der Reihe der Leute einnimmt, von links nach rechts gerechnet. Sollte das Pferd Ziffern oder sogar Buchstaben lesen können, so müßte es doch auch wenigstens die einfachsten Zeichen mit seinem Hufe in den Sand malen können. Und wenn das Pferd so viel Deutsch verstände, um das mittlere Fenster über dem kleinen Hause auffinden zu können, so müßte es doch auch Verständnis und Folgsamkeit beweisen, wenn fremde Leute in klarem Deutsch ihm sagten, es solle auf den und den Herrn zugehen oder das und das Ding in der Ecke anfassen usw. Davon ist aber gar keine Rede; der kluge Hans beschränkt sich auf die rohen, gleichmäßig wiederholten Bewegungen seiner Gliedmaßen, deren Beginn und Ende ihm durch die gewohnten Winke angezeigt sind.

Aber — so sagen die leichtgläubigen Bewunderer — von den Winken und Hilfen merkt man doch nichts! Freilich, im Zirkus merkt man auch nichts, wenn der Dresseur geschickt ist, und von den Kunstgriffen der Taschenspieler, die uns unbegreifliche Dinge vorführen, merkt man erst recht nichts. Wenn die guten Leute glauben, mit der einfachen Beobachtung im Beisein der Dresseure könnten sie die Sache ergründen, so ist das ein Beweis, daß sie ihren Menschenverstand schlechter benutzen, als wie der kluge Hans seinen Pferdeverstand.

Als die gewöhnlichen Kunststücke der Taschenspieler langweilig wurden, verlieh man ihnen einen neuen Reiz durch die Verbindung mit dem spiritistischen Aberglauben. Der ehrliche Taschenspieler sagte: Ich lasse Blumen aus der Luft regnen und Geister erscheinen; aber es ist keine Hexerei, sondern nur Geschwindigkeit und Sinnestäuschung! Als dies nicht mehr zog, da sagte der unehrliche Taschenspieler: Ich lasse wirkliche Geister erscheinen und lasse Blumen usw. aus der vierten Dimension regnen; bei mir ist das keine Geschwindigkeit und keine Sinnestäuschung, sondern wirkliche Hexerei! Ah, das war ein neuer, ein besserer Nervenkitzel! Die Leute stürzten sich auf Tischlopferei, Geisterschrift, Geister-Appport, Geister-Erscheinungen und was sonst zum spiritistischen Theater gehörte. Es dauerte nicht lange, so wurden die „Medien" als das entlarvt, was sie waren: betrügerische Gaukler, die mit den alten irdischen Kunstgriffen arbeiteten. Es trat ein Rückschlag ein, und diesen Rückschlag benteten wieder schlaue „Künstler" aus, indem sie als Antispiritisten, als erklärende Nachahmer der spiritistischen Gaukler, die Beweglichkeit ihrer Gliedmaßen auf den Markt brachten.

Aehnlich geht die Entwicklung auf dem Gebiete der Tierdressur. Ueber die klugen Pferde, Hunde, Gänse, Löwen usw., die im Zirkus gezeigt werden, regen sich nur noch einfältige Leute auf, denn die Dressure sagen ja offen, daß es nur Abrichtung ist. Aber nun behauptet Jemand, die Dressur sei keine Dressur, sondern wirkliche Erziehung und Belehrung, Heranbildung des Tiergeistes zum Hören, Lesen, Rechnen, Musizieren usw. Das ist was Neues, was Großartiges! Darauf stürzt sich die sensationslüsterne Welt und sogar angebliche Gelehrte und Sachverständige. Der Rückschlag wird nicht ausbleiben, ebenso wenig die Ausbeutung desselben. Nächstens werden wir in den großen Zirkussen Pferde sehen die noch mehr leisten, als der kluge Hans, die vielleicht sogar Kubikwurzeln ausziehen und Sonnenfinsternisse voraus berechnen.

„Die Welt will getäuscht sein, also mag sie getäuscht werden!" Dieses alte Sprichwort gilt im 20. Jahrhundert noch Christus noch ebenso, wie im 1. Jahrhundert vor Christus. Aber wie erklärt es sich, daß sogar einige „Männer der Wissenschaft" auf den Leim des klugen Hans gegangen sind? Sehr einfach: die moderne Wissenschaft nennt sich freilich „voraussetzungslos" und tendenzfrei, aber sie ist es nicht. Diese Herren möchten gar zu gern ein Tier haben, das denken kann und so dem Menschen den Vorzug streitig macht, allein sapiens, vernünftig denkend zu sein. Wie die Propheten des Materialismus sich nach dem missing link, dem fehlenden körperlichen Zwischenglied zwischen Affen und Menschen, seit Jahrzehnten vergeblich sehnen, so haschen andere nach der Füllung der geistigen Lücke zwischen Mensch und Tier. Wir ihnen nun etwas vorgeführt, was halbwegs nach einer tierischen Denktätigkeit aussieht, so greifen sie ihr blindem Eifer zu. Sie prüfen nicht gehörig, weil sie von ihrer Tendenz sich hinreißen lassen.

Die ganze Geschichte ist kein Beweis für die Weisheit der Tiere, sondern für die Dummheit der Menschen.

Die modernen Menschen sind meist hartgläubig in himmlischen Dingen, aber vielfach verzweifelt leichtgläubig in tierischen Dingen.

Wir aber wollen uns von dem klugen Hans dahin belehren lassen, daß man sich nicht durch verblüffenden Augenschein bethören lassen darf, sondern den Dingen vorsichtig auf den Grund gehen muß. Es gibt in der Welt, die sich großen Teils auf ihren Unglauben so viel zu Gute tut, erschreckend viel Aberglauben, auch Aberglauben unter wissenschaftlichem Deckmantel. Wer ein kluger Hans unter den Menschen sein will, der hütet sich vor solchem Aberglauben, mag es sich um Traumdeuterei und spiritistische „Wunder" oder um Wahrsagerei oder um Kurpfuscherei oder um sonstigen Mumpitz handeln. O, die schlauen Leute, die sich mit solchen Dingen befassen, wissen schon scheinbare Beweise für ihre Behauptungen beizubringen. Wer da auf den ersten besten Leim von auffallenden Tatsachen oder glänzenden Attesten kriechen will, der kommt sein Lebenlang aus Irrtum und Schaden nicht heraus. Was der liebe Gott uns sagt, das ist zweifellos; aber was die Menschen sagen, das muß man erst gründlich nachprüfen und nicht eher glauben, bis auch dies es wirklich durchschlagend bewiesen ist. Kommt es aus der Stadt der Intelligenz, so ist doppelte Vorsicht geboten.

Die Krebse.

Historische Skizze.

Im Jahre 1482 war das sonst reichlich gesegnete Slavenland Mähren und selbst dessen fruchtbarster Gau, das Marschland der Hannak, durch eine anhaltende Dürre der Sommerfrucht beraubt worden, und eine schreckliche Hungersnot hatte, wie gewöhnlich, auch verheerende Seuchen im Gefolge, denen jedoch die gesegnete Ernte von 1483 ein wohltätiges Ende machte. Das Elend war so groß gewesen, daß der Entschluß sehr natürlich war, den Eintritt der rettenden Tage durch ein Volksfest zu feiern.

Zu Prödlitz, einem hannakischen Städtchen zwischen Wischau und Prossnitz, versammelte sich die Bürgerschaft am ersten Sonntage der Schnittzeit in der gro-